

freierung von der päpstlichen Autorität zu gewinnen. Doch schlug dieser Plan infolge grundlegender ekklesiologischer Unterschiede fehl: Heinrich beanspruchte den königlichen Supremat über beide, Kirche und Staat, Tyndale dagegen verfocht die christliche Gemeinschaft Gleicher. Auf der – gegen Richard Duerdens gerichteten – Forschung Bruce Boehrers aufbauend legt Pardue mit viel Aufwand dar, dass Tyndale unbedingten Gehorsam gegenüber dem König nur im Bereich der Zivilgesellschaft, nicht in kirchlichen Angelegenheiten bejahte. Und er kommt zu der weitergehenden Feststellung, dass Tyndales durch und durch egalitäre Vorstellung der Kirche mit ihrer Infragestellung verbreiteter Ansichten über die Hierarchie „am Ende tiefgehende Implikationen sowohl im religiösen wie im politischen Bereich (profound implications in both the religious and politic spheres) haben sollte“ (S. 212).

Die Stärke von Pardues Arbeit liegt in seiner Deutung der ‚material manifestations of religious ideas‘ (S. 99), d.h. der von ihm behandelten Bücher und ihrer Leser. Er bemerkt die geschichtliche Ironie, die darin liegt, dass More, indem er, um Tyndale zu widerlegen, dessen Schriften anführte, die reformatorischen Ideen weiter aussäte. Ferner zeigt Pardue mit seiner Darlegung von Tyndales Kritik an der zeitgenössischen kirchlichen Praxis im Unterschied zu der der Alten Kirche, daß eine der Früchte der humanistischen Buchkultur der Aufweis war, daß die Kirche eine historische Größe mit geschichtlicher Entwicklung ist. Und er macht deutlich, dass Tyndale durch seine volkssprachliche Bibel dem lesenden Publikum die Gelegenheit, manche würden sogar sagen, die Autorität gab, christliche Ideen selbst zu beurteilen.

Leider ist Pardue nicht immer exakt in historischen oder theologischen Einzelheiten. So wurde Thomas Cromwell im Juni, nicht Januar, 1540 verhaftet (S. 198). Fragwürdig ist Pardues Behauptung, Tyndales Kommentar über die Bergpredigt (1533) vertrete ein Verständnis der zwei Regimente, das Luther selbst mittlerweile aufgegeben habe (S.390). Denn wie Arne Dembek, *William Tyndale (1491–1536): Reformatorische Theologie als kontextuelle Schriftauslegung* (Tübingen, 2010) gezeigt hat, schöpfte Tyndale direkt aus Luthers Wochenpredigten über Mt 5–7 von 1532 und war damit in inhaltlicher Übereinstimmung. Erst recht fragwürdig ist es, wie Pardue seine These begründet, dass Tyndale den königlichen Supremat in kirchlichen Angelegenheiten abgelehnt habe: indem er auf der Grundlage von Tyndales Ausführungen über die radikale Gleichheit der Erwählten in der unsichtbaren Kirche behauptet, Tyndale habe einen „nas-

cent congregationalism“ als Grundlage für eine zukünftige reformierte Gestalt der sichtbaren institutionellen Kirche vertreten (S. 59. 166–168). Hier fehlt jede Reflexion über den Unterschied zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. Pardues Verständnis für diese Fragen ist erheblich dadurch behindert, dass er keine deutsche Literatur heranzieht. So ist ihm Dembeks Monographie entgangen, die beste Darstellung von Tyndales theologischen Ansichten weit und breit.

Berlin

Ashley Null

*Alexander Koller: Imperator und Pontifex. Forschungen zum Verhältnis von Kaiserhof und römischer Kurie im Zeitalter der Konfessionalisierung (1555–1648)*, Münster: Aschendorff 2012 (Geschichte in der Epoche Karls V. 13), 494 S., ISBN 978-3-4021-3994-3.

Die in diesem Band versammelten 24 Aufsätze haben nicht nur eine inhaltliche Klammer, das Verhältnis zwischen Rom und Wien, zwischen päpstlicher Kurie und kaiserlichem Hof, sondern sie basieren auch auf demselben Quellenfundus, den mittlerweile weitgehend edierten Nuntiaturreportagen. Dabei handelt es sich um die Schreiben, welche die päpstlichen Gesandten mit dem vatikanischen Staatssekretariat wechselten, teils um Rapport zu geben, teils um Weisungen zu erbitten. Der Verfasser ist ein ausgewiesener Kenner dieser Quellengattung und hat bereits einen Überblick über ihre Erschließung publiziert (*Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturreportagenforschung*, 1998). Zuletzt hat er selbst eine Edition vorbereitet (*Nuntiaturreportagen aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, Bd. 10: Nuntiaturen des Orazio Malaspina und des Ottavio Santacroce. Interim des Cesare dell’Arena [1578–1581]*, Berlin 2012). Aufgrund der hier vorgelegten Einzelstudien wurde er im Jahr 2010 von der Universität Wien für das Fach Neuere Geschichte habilitiert.

Die Aufsätze des Bandes gruppieren sich in drei Teilbereiche: In einem ersten Teil geht es um das Verhältnis von Kaiser und Papst (17–210). In einem zweiten Teil wird die römische Politik gegenüber den österreichischen Erbländern beleuchtet (211–270). Ein dritter Teil ist den päpstlichen Nuntien im Reich gewidmet (271–422). Der Untersuchungszeitraum wird durch das Datum des Augsburger Religionsfriedens und dasjenige des Westfälischen Friedens abgesteckt.

Den einzelnen Aufsätzen folgend, kann man für diesen Zeitraum das Verhältnis der Kurie zum Reich abschreiten. Unter Karl V.

kam es zum Passauer Vertrag mit den protestantischen Reichsständen. Sie wurden formell anerkannt, was eine Abkühlung des Verhältnisses mit Rom zur Folge hatte (18–33). Unter Gregor XIII., der in Kollers Ausführungen – basierend auf seiner eigenen Editionsarbeit – breiten Raum einnimmt, richtete sich das römische Augenmerk wieder verstärkt auf das Reich (61–71). Der nicht von nepotistischen Anwendungen freie Papst (103–120) suchte erfolglos eine antiosmanische Liga zu knüpfen (121–138).

Für den kirchenhistorisch interessierten Leser ist einer der Aufsätze dieses ersten Teils von besonderem Interesse: „War der Papst ein militanter, kriegstreibender katholischer Monarch? Der Heilige Stuhl und die protestantischen ‚Häresien‘“ (139–156). Diese mit dem Titel gestellte Frage kann der Verfasser klar mit *Nein* beantworten. Der Vatikan setzte nach 1600 keine Truppen mehr gegen protestantische Mächte ein, ja er stand konfessionell geprägten Konflikten im Reich „halbherzig, fast unbeteiligt“ (142) gegenüber. Antiprottestantische Kreuzzugsrhetorik sucht man bei den barocken Nachfolgern Petri vergebens. Das ist umso verwunderlicher, wenn man bedenkt, wie stark Rom in den Schmalkaldischen Krieg und in die Hugenottenkriege involviert gewesen war. Als Grund nennt Koller, ein Pontifex sei nicht nur Vorkämpfer der Religion, sondern auch Staatsführer gewesen, insofern also eingebunden in ein europäisches Mächtegeflecht und damit zur Realpolitik verurteilt. Daneben verweist er auf den Nepotismus, durch den die Kräfte der Päpste gebunden gewesen seien (185–194). Vielleicht könnte man hier ergänzen, dass kunstsinigere Amtsinhaber wie Paul V. oder Urban VIII. durchaus andere Interessen hatten als das Kriegshandwerk. Liegt es nicht nahe, Parallelen zu den großen Mäzenen in der „Reichskirche der Schönbornzeit“ (Jedin) zu sehen, die ebenfalls lieber an den Bau ihrer Schlösser als an die Aushebung von Soldaten dachten? Das Ergebnis einer solchen „Zurückhaltung“ sollte sich jedenfalls 1648 zeigen, als der päpstliche Legat Fabio Chigi, der spätere Alexander VII., bei den Münsteraner Friedensverhandlungen trotz hoher Qualifikation und großen persönlichen Einsatzes wenig für den Heiligen Stuhl erreichen konnte (195–210). Am Ende langte es nur für einen zahnlosen Protest gegen die Friedensbestimmungen (Chigi mokierte sich übrigens in seinen von Ferdinand von Fürstenberg herausgegebenen Gedichten nicht nur über das westfälische Wetter, wie Koller vermerkt, vgl. 199, sondern auch über das für ihn ungenießbare Schwarzbrot).

Im zweiten Teil des Bandes geht es um das Wirken der päpstlichen Nuntien in Böhmen

und Ungarn, einem Terrain, das der Heilige Stuhl als Heimstatt von Ketzern, Schismatikern und Türken und daher als besonders schwierig ansah. So nimmt es nicht Wunder, dass die Nuntien auf die ihnen bekannten italienischen Fratres setzten (254–270).

Der Autor widmet sich mit einem breiten methodischen Ansatz neben diplomatisch-politischen, wirtschafts- und kulturhistorischen auch alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen, insbesondere im dritten Teil des Buches. Ausgesprochen aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang seine Ausführungen über das Rollenbild eines zeitgenössischen Nuntius (272–287) sowie über Herkunft und Werdegang der betreffenden Personen (287–302).

Der Leser erfährt etwas über Haushalt und Lebensführung der Nuntien, die in den meisten Fällen Italiener und seit dem 16. Jh. in der Regel Bischöfe waren. Abgedruckt werden hier vier Texte, die das alltägliche Leben der *famiglia* eines Nuntius regeln (397–402). So wurde der Besitz von Büchern überwacht, der Besuch von „Kirchen oder Synagogen der Häretiker“ (398) verboten, Trinksprüche bei Tisch untersagt. Am Ende des Bandes findet sich die Edition der Leichenrede auf den Nuntius Ottavio Santacroce aus dem Jahr 1581, die sich wie ein zeitgenössischer „Nuntienspiegel“ liest (403–422).

Als charakteristische Tendenzen bei den Nuntien macht Koller für den untersuchten Zeitraum eine Bürokratisierung, Klerikalisierung und Italienisierung aus. Von „Reformnuntien“ wurde erwartet, Beschlüsse und Geist des Konzils von Trient umzusetzen: „Die Wirksamkeit der päpstlichen Emissäre auf dem Feld der [tridentinischen] Reformpolitik war hoch“ (285f.). Nuntien wurden „zu zentralen Vermittlern des gegenreformatorischen Programms“ (286). Dabei wurden sie selbst von der Konfessionalisierung erfasst und hatten dasselbe Schicksal wie die Päpste der Zeit: Man nahm sie nicht mehr als Personen *supra partes* wahr, sondern als Funktionäre einer Konfessionskirche. Der Theologe würde hier weiterfragen: Welche Ekklesiologie kam damit zum Tragen? War nicht mit dem Ausbau der Rolle des Nuntius nach Trient auch eine zunehmende römische Zentralisierung auf Kosten der Ortskirchen verbunden? Nicht von ungefähr sollte es in Folge einer Neubestimmung des Verhältnisses Rom/Ortskirchen bzw. Papsttum/Bischofs-kollegium im Zuge des II. Vaticanums auch zu einer Neubestimmung der Rolle des Nuntius kommen (Apost. Schreiben *Sollicitudo omnium ecclesiarum* von 1969). Dieser ist heute nicht nur Botschafter des Vatikanstaates, sondern auch Vermittler zwischen Ortskirchen und römi-

scher Zentrale, steht also im Dienst der universalen Kirche. Darüber hinaus kommt ihm eine wichtige Rolle bei der Unterstützung der Kirchen eines Landes zu.

Die hier vorgelegten Aufsätze dieser Habilitationsschrift, die zwischen 1998 und 2010 entstanden sind, belegen auch die internationale Vernetzung eines jungen Forschers, sind sie zuvor doch in sieben verschiedenen Ländern publiziert worden. Obgleich der Zusammenhang der Artikel eher locker ist, entsteht insgesamt ein fassettenreiches Panorama der Epoche. Es wird nicht nur die Figur des nachtridentinischen Nuntius und seine Bedeutung für die politische Wirklichkeit des Heiligen Römischen Reiches, sondern auch das Verhältnis von Papst und Kaiser erhellt. Zwar geht es dem Verfasser nicht primär darum, „Papstgeschichte“ zu schreiben, doch ist diese kumulative Habilitation ein schöner Beweis dafür, was heute noch auf diesem Gebiet geleistet werden kann.

Augsburg

Jörg Ernesti

*Frank Lestringant: Die Erfindung des Raums.*

Kartographie, Fiktion und Alterität. Erfurter Mercator-Vorlesungen, Bielefeld: transcript 2012 (Machina 4), 200 S., ISBN 978-3-8376-1630-9.

Der Autor dieses höchst interessanten Buches, mit dem der Leser eine spannende Reise in die Kartographie-, Religions- und Literaturgeschichte antritt, ist einer der bedeutendsten und kulturtheoretisch versiertesten literaturwissenschaftlichen Experten in der gegenwärtigen französischen Hochschullandschaft. Als Altphilologe und Anthropologe hat sich Frank Lestringant in den letzten drei Jahrzehnten ausführlich mit der engen Verbindung von Literatur und Kartographie in der Frühen Neuzeit sowie mit der Geschichte des Protestantismus in Frankreich zur Zeit der Religionskriege beschäftigt und damit einen komplett neuen Zugriff auf die französischsprachige Reiseliteratur der Renaissance von François Rabelais († 1553) über den calvinistischen Theologen Jean de Léry († um 1613) bis hin zum Philosophen Michel Eyquem de Montaigne (1533–1592) ermöglicht. Über die Kunstfertigkeit des Raumes (*arts de faire*) wird seiner Meinung nach der Raum nicht nur dargestellt oder vermessen, sondern in all seiner Vielschichtigkeit in der Literatur (*arts de dire*) neu erfunden und verortet. Die historisch präzisen und zugleich wegweisenden Forschungen des an der Pariser Sorbonne lehrenden Literaturwissenschaftlers Frank Lestringant liegen nun erstmals in deutscher Übersetzung in dem hier zu rezen-

sierenden Sammelband vor. Derselbe geht auf eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Mercator-Gastprofessur zurück, die Lestringant im Sommersemester 2010 an der Universität Erfurt wahrgenommen hat. Die in diesem Zusammenhang gehaltenen Vorträge wurden vom Romanisten Jörg Dünne, der sich selbst in einer einschlägigen Habilitation<sup>1</sup> ausführlich mit der kartographischen Imagination auseinandergesetzt hat, übersetzt und in zwei Themenblöcken zusammengestellt: Kartographie und Erzählung sowie Identität und Alterität.

In dem kurzen Vorwort des Bandes (7–18) verweist Lestringant zunächst auf den Vorrang des Raumes gegenüber der Zeit und die engen Beziehungen zwischen Kosmographie und Theologie (so etwa bei den bekannten Kartographen Sebastian Münster und Gerhard Mercator im Zeitalter des Humanismus). Das kartographische Medium dient hier als Erinnerungs-, Informations- und Gedächtnisspeicher (*ars memoriae*) zugleich: Die Karte bedient sich nämlich als Erzählmatrix nicht nur der Mnemotechnik, sondern stellt ebenso einen Weg dar, die Welt zu ordnen und enzyklopädisches Wissen zu visualisieren. Dies wird vor allem an der Schwelle zum 16. Jahrhundert deutlich, in der die Kartographie wie auch die Literatur neue Wege voranschreitet: Andere Menschen, andere Räume, neue Welten, Heterologien und Heterotopien – dies sind die Themenbereiche, denen sich Lestringant im Folgenden im Rahmen seiner Renaissance-Forschungen widmet. Die große Bandbreite seiner Beiträge reicht dabei „von der satirischen Pasquinade über das Streitgespräch und den Roman bis hin zur Kosmographie“ (18).

Der erste Teil des Sammelbandes beginnt mit dem grundlegenden Beitrag „Zum Verhältnis von Erzählung und Karte“ (19–47). Lestringant stellt hierbei zunächst abstrakte bzw. metaphorische Überlegungen an, um diese anschließend anhand von drei Fällen näher zu analysieren: So können einzelne Reiseberichte (wie das siebte Kapitel der „Geschichte einer Reise in das Land Brasilien“ von Jean de Léry von 1578) eine mentale Phantomkarte enthalten, die in der Form einer Ekphrasis beschrieben wird. Das nur gedanklich vorhandene kartographische Bild fungiert dabei „wie ein Ordnungsmodell, von dem sich die verschiedenen Materialien der Darstellungen unterbringen lassen“ (29).

<sup>1</sup> J. Dünne, Die kartographische Imagination. Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit, München u. a. 2011.